

Empfehlungen der Damen, welche sich sehr freuen würden, wenn er ihnen das Vergnügen machen wollte, bei ihnen zu speisen, falls er nicht schon anderweitig versagt wäre.

Der Sennor war nicht versagt — oder es behagte ihm wenigstens, dies zu sagen — und Nichts verhinderte ihn, diese große Ehre anzunehmen und das Vergnügen zu genießen; er kam pünktlich auf den Moment und brachte ein außerordentliches Bouquet von weißen Rosen für Miß Dont und eine Loge in die Oper für alle drei. Es war ein sehr angenehmes Diner mit den ausgewähltesten Weinen, das in der angeregtesten Weise verlief.

Niemals hatte Leonore schöner ausgesehen oder war sie geistprühender gewesen als an diesem Abende. Das Kopfweh, welches sie den ganzen Tag belästigt hatte, war wie durch Zauber verschwunden. Ein liebliches Licht glänzte in ihren blauen Augen; ein liebliches Roth färbte ihre feinen Wangen; sie hatte nur Lächeln und Winkfunken, welche um so mehr bezauberten, da man dies an ihr nicht gewöhnt war. Der dunkle Westindier raste innerlich über ihre blonde Schönheit; für ihn war sie entschieden das schönste Weib, das er je gesehen. Er war schon seit Wochen geneigt, sich und seine Millionen ihr zu Füßen zu legen, wäre es ihm nicht bekannt gewesen, daß Mr. Arter sie in Kurzem zum Altare führen sollte. Heute Abend jedoch setzte er alle seine Klugheit hintenan; er konnte seine Augen nicht von ihrem hübschen, lichten Gesichte abwenden; er trank seinen Wein und hielt ihn für Lebenselixir, so jung und glücklich fühlte er sich, als dieses schöne Geschöpf ihm über den Tisch zulächelte.

Er hätte Tausende von Zuschauern herbeigewünscht, die sehen sollten, wie er ihr in den Wagen half, um mit ihr zur Oper zu fahren, so stolz war er auf sie, ihre Toilette, ihre Anmuth und ihre Schönheit.

„Wenn Sie nur die Meinen werden könnten!“ flüsterte er ihr zu, ihre kleine, behandschuhte Hand brügend, als er neben ihr saß, den ganzen Rückfuß für Madame's schönen Sammtanzug lassend. „Was möchte ich für dieses Glück nicht opfern? Glücklicher Arter! Die Götter selbst könnten ihn beneiden!“

Leonore lachte heiter und murmelte:

„Und wenn er nun sein Glück nicht zu schätzen wüßte? Ein Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande,“ und so geht es der Schönheit. Ich glaube, nur in Ihrem Vaterlande würden meine blauen Augen und mein goldenes Haar nach ihrem vollen Werthe geschätzt werden. Hier sind sie so gewöhnlich, daß selbst Mr. Arter sich Nichts aus ihnen macht.“

„Nichts? Nichts aus ihnen macht? Er ist Ihnen sehr ergeben. Hätte ich das nicht bemerkt, ich hätte längst versucht zu — zu — ihn auszustechen. O ja, ich wollte den Kampf mit ihm aufnehmen — ich wollte ihm zu Leibe gehen — er sollte sechsten müssen für seine Dame. Ach! Wenn ich nur nicht zu spät gekommen wäre!“ Und er seufzte tief.

„So lange Leben ist, so lange ist Hoffnung, Sennor,“ erwiderte Leonore heiter.

Da in diesem Augenblicke der Wagen hielt und der Diener den Schlag öffnete, konnte sie bei dem Lichte der Gaslaternen vor dem Opernhause den Blick, in welchem sich Erstaunen, Furcht und Entzücken mischte, gewahren, mit dem der Westindier sie betrachtete, und sie lachte auf's Neue in heiterem Tone, den man für Ermuthigung oder Spott halten konnte, je nachdem man gelaunt war.

Während des ganzen Abends behielt sie dieses blendende, verblüffende Betragen bei.

Ein Erbeben wilder Hoffnung ließ das ohnehin heiße Blut des Verliebten noch glühender durch seine Adern strömen.

„Wenn sie mit mir spielt, so steht ihr das gut,“ dachte er. „Die Art, mit der sie mich heute behandelt, ist merkwürdig! Mr. Arter ist fort, hatten sie vielleicht einen Liebesstreit? Wenn das ist, so will ich versuchen, Vorthheil daraus zu ziehen. Wie schön sie ist! Alle Leute wenden die Gläser nach unserer Loge. Wie vornehm sie aussieht! Und Toilette zu machen versteht sie wie eine Kaiserin!“

Seine Leidenschaft und Hoffnung drückten sich in seinen blickenden, schwarzen Augen aus, welche sein mageres, broncefarbenes Gesicht erhellten; er war unermüdet in seinen Aufmerksamkeiten und tief traurig, als endlich die Oper ihr Ende erreichte, ebenso wie die kurze Fahrt ins Hotel, und er genöthigt war, den Damen an der Thür ihrer Zimmer „Gute Nacht“ zu sagen, indem er ihre Fingerspitzen küßte und sich die Erlaubniß erbat, des anderen Morgens sich nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen.

„Es ist deutlich zu sehen, daß es nur eines Wortes von Deiner Seite bedürfte, ihn zu Deinen Füßen zu haben,“ bemerkte die Mutter, als sich die Thür zwischen ihnen schloß.

„Vollkommen zweifellos; und vielleicht spreche ich dieses Wort, Mama!“

„Du scherzest, Leonore! Thue das nicht! Ich habe Albert sehr lieb; er ist mir wirklich theuer. Mir ist, als ob er mein Sohn wäre. Es muß etwas geschähen sein,“ sie begann ihre Augen zu wischen,

„Ihr müßt Euch gezant haben, bevor er abreiste, sonst würdest Du so nicht sprechen, Leonore.“

„Wie zärtlich Du so plötzlich gegen den armen Albert geworden bist!“ sagte Leonore spottend, und indem sie sich nach dem großen Spiegel umwandte, um die Spitzen und Blumen aus ihrem Haare zu entfernen, stieß sie plötzlich einen Schrei aus.

Eine Person, welche seit drei Stunden auf dem Sopha sitzend, ihre Rückkehr erwartete, jedoch vorher von Beiden nicht bemerkt worden war, stand von ihrem Plage auf.

„Verzeihen Sie mir, Miß Dont,“ stotterte sie, „daß ich mich hierher gewagt habe. Ich kam zu Ihnen, ohne daß es Jemand weiß, um Ihnen einen Dienst zu erweisen.“

„Sie — mir einen Dienst erweisen?“

„Ich glaube, daß Sie es so betrachten werden.“

„Das ist sonderbar, Miß Bendlin.“

„Ja, es ist sonderbar.“

„Sie sehen sehr blaß und ermüdet aus. Wünschen Sie etwas?“

„Ihr Mädchen brachte mir eine Tasse Thee, ich wünsche nichts mehr. Ich — ich wäre gern noch heut Abend zurückgekehrt, aber es ist jetzt schon zu spät. Es geht kein Zug mehr; und ich würde mich auch fürchten.“

„Sie können bei meinem Mädchen schlafen. Wollen Sie mir jetzt den Zweck ihres Hierseins sagen oder wollen Sie warten bis morgen?“

„Ich will es Ihnen jetzt sagen. Ich muß frühzeitig zurückkehren; ich möchte nicht, daß man von meinem Herkommen erfähre.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Gut gespielt.

Am folgenden Tage, Mittags 12 Uhr, fuhr General Branding's Wagen bei dem Hotel vor, seine zwei hübschen Töchter stiegen aus und gingen direct nach Mrs. Dont's Besuchszimmer, wo sie die beiden Damen fanden.

„Leonore, unsere Kleider sind gekommen!“ riefen sie gleichzeitig, nachdem sie Madame begrüßt hatten. „Gestern kamen sie, sie sind herrlich! O, Du mußt in den Wagen steigen und mit uns kommen, um sie anzusehen!“

„Blasrothe Atlasunterkleider mit Ueberkleidern von weißem Cröpe mit point-lace und weißem Hollunder!“ fuhr Mimy fort.

„Deins ist natürlich auch schon da! Können wir es sehen?“ fragte Alice. „O, wie ich mich freue, Deine Brautjungfer zu sein! Die Karten sind wohl gestern verschickt worden? — Aber was ist Dir, Leonore? Ist Dein Kleid noch nicht da? Du siehst so blaß und verstört aus, es wäre wirklich schrecklich, wenn Du wegen Deiner Toilette in Angst sein müßtest!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser und der Kutscher.

Kaiser Alexander I. von Rußland fand ein besonderes Vergnügen darin, ohne jede Begleitung auszugehen und seine Haupt- und Residenzstadt nach allen Richtungen planlos zu durchstreifen. Er hüllte sich recht tief in seinen grauen Militärmantel ein, so daß ihn Niemand erkennen konnte. Von weitem folgte ihm sein treuer und in ganz Petersburg allbekannter Kammerdiener Iga mit einer einfachen Hofequipage und während der Wintermonate in einem Schlitten.

Eines Tages ging der mächtige Czar seiner Gewohnheit gemäß allein am englischen Quai spazieren und hatte selbst seinem Iga verboten, mit dem Wagen ihm langsam nachzukommen. Nachdenklich und alles beobachtend schritt der Kaiser dahin und war in Gedanken so vertieft, daß er nicht bemerkte, wie sich auf einmal am Himmel düstere Wolken emporballten. Plötzlich begann es zu regnen, der Regen goss in Strömen, und Alexander war binnen wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßt. Lächelnd blickte er um sich und winkte einem Zwosfschik. Der Droschkenkutscher kam mit seinem Fuhrwerk schnell herbei, der Czar stieg ein, und der grauköpfige Zwosfschik fragte artig:

„Wohin geht die Fahrt, Väterchen?“

„Fahre mich zum Winterpalast, Alter!“ erwiderte der Kaiser freundlich.

Der greise Rosselenker nickte vergnügt mit dem Kopfe und sagt gutmüthig:

„Sehr wohl, Väterchen!“

Im Galopp rasselte der Wagen dahin. Auf den Straßen bleiben Soldaten und Offiziere ehrerbietig stehen und grüßen den Insassen des Fuhrwerkes nach militärischem Brauch mit größter Ehrfurcht. Unser Zwosfschik schaut sich raunend um und ist überzeugt, daß sein Fahrgast ein hoher General sein müsse. Weiter geht es am Senatpalast vorüber. Der Posten ruft mit mächtiger Stimme die Wache unter das Gewehr, der Trommler rührt die Schlägel, die Soldaten präsentieren das Gewehr und sehen festen Blickes den schlichten Offizier im einfachen Miethswagen an. Unserem Droschkenkutscher wurde es sonderbar zu Muthe, er schüttelte verwirrt mit seinem grauen Kopfe, wandte sich zu seinem Fahrgast und fragte in demüthigem Tone:

„Die warten wohl auf den Kaiser, Väterchen?“

Alexander lächelte und antwortete schnell:

„Ja wohl, Alter, sie wollen ihren Kaiser begrüßen.“ Nicht lange darauf hielt der Wagen vor einem Seitenportal des Winterpalais. Der Kaiser stieg aus und wollte den Zwosfschik bezahlen, machte aber die unangenehme Entdeckung, daß er kein Geld bei sich habe. Allein er ist ja der allgewaltige Kaiser, vor welchem alle auf die Kniee sinken, ihm wird doch Jedermann Glauben und Vertrauen schenken. So dachte wohl Alexander, und zwar mit Recht, und rief deshalb dem grauköpfigen Rosselenker freundlich zu:

„Warte hier einen Augenblick, Alter, ich werde Dir Dein Geld sofort herauschicken!“

Der greise Zwosfschik lachte verschmüht und kratzte sich verlegen hinter den Ohren.

„Nein, Väterchen, nein“, meinte er endlich, „das geht nicht, das geht wirklich nicht.“

Kaiser Alexander machte große Augen und fragte ganz verwundert:

„Aber warum denn nicht, Alter?“

„Nichts für ungut, Väterchen“, entgegnete der Graubart, „allein die Herren Offiziere haben mich schon zu oft angeführt. Ich kann und darf deshalb nicht borgen, Väterchen.“

Der Kaiser mußte laut lachen; die Geschichte fing an, ihm Spaß zu machen.

„Alter, was soll ich denn thun?“ sagte er schließlich heiter. „Ich habe meine Börse vergessen und besitze keine Kopete.“

„Ja, Väterchen“, lautete die Antwort, „dann muß ich um ein Pfand bitten!“

„Ein Pfand?“ rief belustigt der Czar. „Gut, Du sollst es haben, Alter. Was verlangst Du?“

„Laß Deinen Mantel hier im Wagen liegen, Väterchen, bis Du mir das Geld bringst!“

Alexander amüßte sich herzlich, legte seinen Mantel ab, grüßte den Graubart freundlich und trat in das Schloß. Der Zwosfschik blickte dem Davoneilenden neugierig nach, zog seine Flasche hervor und that einen kräftigen Zug, als wolle er sich für seine Schaulheit selbst belohnen.

Nach einigen Minuten erschien ein kaiserlicher Lakai, überreichte dem Droschkenkutscher fünfundzwanzig Rubel und bat um den grauen Militärmantel. Allein da kam er bei dem schlaun Zwosfschik schön an.

„Nein, Väterchen“, rief er, indem er den Mantel festhielt, „so dummi ist der Iwan Sergejewitsch nicht! Stecke Dein Geld nur ruhig in die Tasche und lasse den Mantel hübsch liegen. Der Mantel ist sechsmal so viel werth, doch Du scheinst auf billige Art zu anständiger Kleidung kommen zu wollen. Nein, nein Väterchen, daraus kann nun einmal nichts werden, sondern gehe nur in das Palais und sage dem guten Herrn Offizier, er möge sich den Mantel nur selbst holen!“

Der Graubart nickte vergnügt mit dem Kopfe; er war stolz auf seine Schaulheit.

Der Lakai riß die Augen groß auf und schrie den Zwosfschik an:

„Alter, bist Du wahnsinnig geworden? Der Mantel gehört Seiner Kaiserlichen Majestät!“

Beringischäpzig schaute unser Rosselenker den Lakaien an und erwiderte malitios:

„Väterchen, Du überlistest den alten Iwan Sergejewitsch nicht. Der Mantel gehört dem Kaiser? Väterchen, der allmächtige Czar, den Gott segnen möge, fährt mit einem Zwosfschik nicht, er hat mehr Wagen, als sämmtliche Zwosfschiks in Petersburg.“

Der Lakai war in Verlegenheit; alle seine Einwendungen und Vorstellungen fanden bei Iwan Sergejewitsch kein Gehör. Er wollte bereits ins Palais zurückkehren, als der Kammerdiener Iga erschien, der in der Reichshauptstadt jedem Kinde bekannt war.

„Weißt Du, Väterchen“, rief ihm der Rosselenker verschmüht lächelnd zu, „was dieser Mensch mir aufbinden will?“

Iga trat an Iwan Sergejewitsch heran und sagte: „Ja, Alter, Dir ist heute ein großes Glück widerfahren, Du hast den Kaiser gefahren!“

Der Zwosfschik blickte den Kammerdiener ganz erstarrt und zum Tode erschreckt an.

„Den Kaiser?“ stotterte er todtenbleich. „Und ich Unglücklicher habe den Czaren gezwungen, mir ein Pfand zu geben! O ich bin verloren, ich werde am Galgen sterben!“

„Beruhige Dich, Väterchen“, antwortete Iga, „der allergnädigste Kaiser zürnt Dir nicht. Schau, dort steht er am Fenster! Hier nimm das Geld, und gib mir den Mantel!“

Iwan Sergejewitsch blickte in die Höhe — richtig, da stand hinter einem hohen Bogensfenster Kaiser Alexander, welcher sich die ganze ergötliche Scene vergnügt angesehen hatte, und grüßte freundlich hinunter. Als sich der Zwosfschik von seinem Schrecken erholt hatte, stieg er vom Boche, kniete nieder und küßte, die Augen ehrfurchtsvoll zu des Kaisers Majestät erhoben, erst den Saum des kaiserlichen Mantels, dann die fünfundzwanzig Rubelscheine, den einen nach dem andern. Als der Czar vom Fenster zurückgetreten war, kletterte Iwan Sergejewitsch wieder auf den Kutschersitz und fuhr im Trab nach Hause, um den Seinen von des Kaisers Huld und Gnade zu erzählen.